

Türken bekommen Familiennamen

Daß die moderne Türkei dank der tatkräftigen Initiative Kemal Paschas die völlige Angleichung an die westliche Zivilisation erstrebt, ist bekannt. Schon vor einigen Jahren wurde die bisherige türkische Schrift durch die lateinischen Buchstaben ersetzt. Eine Fülle weiterer Bestimmungen, die tief in das persönliche Leben des Osmanen eingriffen und Jahrhunderte alte Traditionen einlöschen über den Haufen warfen, haben diesen Verschmelzungsprozeß beschleunigt. Gewissermaßen die Krönung stellt nun das vom türkischen Parlament verabschiedete Gesetz über die Annahme von Familiennamen dar, dem bereits ein Erlaß des Innenministers über die sofortige Einführung von Familiennamen bei Beamten gefolgt ist.

Damit treten nun auch die Türken in den Kreis der Völker, die eigentliche Familiennamen zur Untercheidung der Individuen führen. Familiennamen sind das besondere Kennzeichen der europäischen Völker. Sie haben in den Jahrhunderten der Kolonisation der Welt diese Gepflogenheit überall hin verbreitet. Dennoch gibt es heute noch ungezählte Millionen von Menschen auf Erden, die nur den individuellen Vornamen führen, aber nicht durch einen Familiennamen sich geschlechterartig oder sonstwie voneinander abgrenzen.

Die Befenner des Islams, zu denen die Türken zum allergrößten Teil zu rechnen sind, verwenden teils ererbte Namen, teils aus der Bibel entlehnte, teils künstliche Neubildungen, die in der Regel aus den Hebräischen von Koranversen entnommen sind. In vielen Fällen tritt der Name des Vaters, mit dem der Eigename durch die Bezeichnung von gleich Sohn hergestellt wird. Allerdings ist es sehr häufig zu beobachten, daß diese Sohnesbezeichnung dann zum Hauptnamen wird. Umgekehrt kann dem Sohn wieder die Bezeichnung Abu gleich Vater beigelegt werden, jedoch schließlich, wie sich begreifen läßt, allmählich ein fürchterliches Namensdurcheinander entstanden ist. Die Befügung des Heimatortes hat die Untercheidung nicht allzuweit erleichtert, weil es auch in der Türkei viele Ortschaften des gleichen Namens gibt. Die Mädchen führten neben dem eigenen Namen bis zu ihrer Verheiratung den Namen des Vaters und dann den des Mannes.

Man hat sich bisher damit zu helfen gesucht, daß die Kinder nach ihrem Eintreten in die Schule eine laufende Nummer erhielten, die sie bis zum Schulabgang beibehielten, auch wenn die Zahl der Schwestern oder Brüder sich inzwischen verändert hatte. Diese Schul-Zahl wurde in der Regel auch noch im späteren Leben verwendet, z. B. beim Militärdienst oder Erlernungsdienst. Gerade hierbei kann übrigens der türkische Vorgesetzte die Anerkennung nicht verweigert werden, daß ihr in verhältnismäßig wenigen Fällen die Auszeichnung eines geachteten Verdienstes nicht gelang, obwohl doch die Fälle der gleich gearteten Namen die Feststellung sehr erschwert.

Es ist den Türken nicht vorgegeschrieben worden, nach welchen Gesichtspunkten sie sich einen Familiennamen auszuwählen haben. Sie können sich also frei entscheiden, ob sie ihren Familiennamen nach einem Ort oder nach dem Beruf, den sie ausüben, erwählen wollen. Das sind nämlich die beiden Hauptquellen unserer Familiennamen überhaupt. Die deutsche Familienforschung hat auf diesem Gebiet geradezu vorbildliche Aufhellungsarbeit geleistet. Bis auf ganz wenige Ausnahmen ist heute die Herkunft aller deutscher Familiennamen geklärt, wobei es nicht ununter-



schant ist, daß an der Nordküste erst im 19. Jahrhundert die letzten Familiennamen entstanden sind. Einzelne Namen lassen sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen. Vielfach sind auch Ehrennamen und Spitznamen zum Anlaß der Annahme und Weiterbildung von Familiennamen geworden. Ein weiterer Akt ist im Mittelalter angelegt worden, als es zur Zeit des Humanismus üblich geworden war, daß die Gelehrten ihre Namen ins Lateinische oder Griechische übertrugen. Durch Sprachverflechtung sind dann Namen entstanden, die gegenwärtig fast das Gegenteil von der ursprünglichen Bedeutung bezeugen. Die willkürlich gebildeten Namen stammen zum Teil aus Österreich, wo zur Zeit Joseph des Zweiten den Juden gegen eine Taxe ein Familienname verliehen wurde. Zahlen sie gut, erhielten sie normale Namen, zahlten sie wenig, erhielten sie jene lächerlichen Namen, die auch heute noch in den Westbalkan als typisch aufzuweisen.

Von diesen Väterlichkeiten werden die Türken verschont bleiben. Vielmehr wird das Beispiel der Beamten vorbildlich sein für die Namensannahme unter der nichtbeamteten Bevölkerung. Im übrigen sind die türkischen Behörden angewiesen worden, den hilfebedürftigsten Vorschläge über neue Familiennamen zu machen, doch darf kein Türke gezwungen werden, einen Namen anzunehmen, der ihm nicht behagt. Bis zum Jahre 1940 spätestens wird dann jeder Türke ordnungsgemäß seinen Vor- und Zunamen tragen. Die Namen der Frauen richten sich ebenfalls nach den in Europa herrschenden Gepflogenheiten.

Spendet für das Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1934/35

Buntes Allerlei

„Diplomierete“ Ehefrauen

Vor zwei Jahren hat Japan in Tokio, Nagasaki und Yokohama staatliche Ehehochschulen gegründet, in denen junge Mädchen sechs Monate hindurch gründlich in allen hausfrauartigen Tugenden unterrichtet werden. Den Abschluß der Ausbildung bildet eine „Reifeprüfung“, auf Grund deren Diplome für die zukünftigen Hausfrauen ausgestellt werden. Jetzt haben wieder 2000 Heiratskandidatinnen die Hochschulen verlassen und sind bereits nach Mandchuliao unterwegs, wo sie von ihren zukünftigen Gatten, die sie allerdings noch nie gesehen haben, erwartet werden. Noch während ihrer Ausbildungszeit — sie lernen Kochen, Nähen, Schneidern, Waschen, Kinderpflege usw. — hatte der Staat bereits zur Eheanbahnung ihre Photographien an seine neuen Staatsbeamten in der Mandchurei versandt. Nach einem kurzen Briefwechsel gaben sich die beiden Partner das Jawort fürs Leben, und der formellen Eheschließung beider Teile steht nun nichts mehr im Wege. Bereits vor einem halben Jahr war vor einem ganzen Jahr hatte der Staat 5000 heiratsfähige Mädchen nach Mandchuliao vermittelt. Ein praktisches Verfahren, das vielleicht nur etwas zu sachlich ist. Bei der weniger selbständigen Stellung der asiatischen Frau spielt das Risiko dieser ohne persönliche Bekanntschaft geschlossenen Ehen allerdings nicht die Rolle, die es bei einer weißen Frau ausmachen würde.

Kaninchenüberfall auf ein Dorf

Vor mehr als hundert Jahren hat man auf dem ostafrikanischen Kontinent Kaninchen ausgelegt, um die damals düstige Tierwelt zu bereichern. Bei der sich bewährten Fruchtbarkeit dieses Nagetieres haben sich im Laufe der Jahrzehnte die Tiere dezant vermehrt, daß sie jetzt eine Landplage bilden und jährlich umfangreiche Kaninchenjagden veranstaltet werden müssen. Man sagt, daß auf den Kopf der Bevölkerung ungefähr tausend Kaninchen entfallen sollen. In großen Scharen bringen sie sogar, von Hunger getrieben, bis in die menschlichen Siedlungen vor. Vor einiger Zeit wachten nachts die Farmer einer Dorfsiedlung in der Nähe von St. Georges in Queensland durch merkwürdige Geräusche auf. Ein Wanderszug von Kaninchen hatte die umliegenden Felder schlagreif und passierte nun das Dorf. Die Tiere drangen bis in die Stallungen ein, und erst als die Bauern hunderte von ihnen getötet hatten, zog der riesige Zug in anderer Richtung weiter.

Unselbsten und Schnurren

Friedrich der Große ironisierte gern die Epfindlichkeit der Gelehrten und legte darum auch einmal der Akademie der Wissenschaften die Frage vor, warum eigentlich ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang gäbe als ein mit Sauerbrunnen gefülltes. Die Professorenhaft zeigte sich der Segenshaft Friedrichs durchaus gemessen, und in ihrem Namen beantwortete der Professor Sulzer die Frage folgendermaßen: „Majestät, leider sind die Mitglieder der Akademie bei ihrer geringen Befoldung nicht in der Lage, so kostbare Versuche anzustellen.“

Hugo Wolf, der bekannte Musiker, wurde kurz vor seinem Tode von einer Mithraszeitung gebeten, eine kurze Autobiographie und sein Bild einzuliefern. Auf einer Postkarte antwortete Wolf kurz und bündig: „Ich heiße Hugo Wolf, bin am 13. März 1860 in Windischgrätz geboren, und noch am Leben. So viel genügt als Biographie. Die blöde Frage tut nichts zur Sache.“

Druck und Verlag: W. Kieker'sche Buchdruckerei in Allensteig. Hauptverteilung: P. Paul. Anzeigenleitung: Gust. Woblich. Allensteig, D.-A. d. i. N.: 2100



(11. Fortsetzung.)

Damit hatte vielleicht der Oberhofbauer sogar indigene ein bißchen geliebte. Denn er lebte das Geld, wenn er es auch nicht zu seinem Götzen machte. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn sich das so getroffen hätte. Aber er glaubte nicht recht daran. Denn Ernst wollte die Katharine nicht zur Frau, weil sie mit Ludwig Keller schon verlobt gewesen war, und der sie doch geküßt hatte. In dieser Beziehung glaubte der Oberhofbauer seinen Einzigen genau zu kennen.

Aber Ernst war immer da, wenn die Jettloffs kamen, und das würde vielleicht Hoffnungen in Katharine erwecken. War es doch möglich, daß sein Sohn Heiratsabsichten hatte?

Was wurde dann aus Christel?
Der Oberhofbauer ging jetzt schneller. Bild stärkten die Gedanken in ihm. Schon breitete sich der Hof wieder vor ihm aus, da hörte er hinter der Gartenmauer Christels helles Lachen.

Seine Lippen preßten sich jetzt aufeinander.
Wenn Ernst Katharine heiratete und einstweilen mit ihr über den Jettloffhof ging — vielleicht würde dann Christel ihn, den Oberhofbauern, doch nehmen?

Das kleine Tor in der Mauer ging auf, und Christa trat heraus. Sie hielt die Hand vor die Augen, um besser sehen zu können, und neben ihr blitzte Karo in die Sonne.

Da erkannte sie ihn.
„Vater!“
Wie ein Stich ging's durch den Oberhofbauer.
„Vater!“

Da zeigte sie ihm ja gleich selbst, was für vermessene Wünsche er in sich nährte. Er hatte ihr Vater zu sein.

„Sie er einst diese Pflicht übernommen. Wenn sie seine ersten Wünsche abnen könnte, sie, die jung und wunderbar sich jetzt in seinen Arm hängte!“

Man konnte sich nichts Besseres denken als dieses junge Mädchen mit den großen, strahlenden, tiefblauen Augen, dem blonden, goldig schimmernden Haar und der prägnanten, schlanken Gestalt.

Es war gut, daß sie nur in Begleitung des Vaters oder Bruders ausging. Die Kurden im Dorfe hätten sich gewiß um jeden Blick des schönen Mädels wahre Schlachten geliefert.

Christel aber schaute sich nicht fort vom schönen Oberhof. Ramentlich seit Ernst jetzt immer da war. . . .

Mit angstvoll klopfendem Herzen sah Christa jedem Besuch der Jettloffs entgegen.
Wollte Ernst die Katharine heiraten?

Und wenn? Was ging es sie an? Sie war und blieb das arme Waisentind, das man einst aus Mitleid nach dem Oberhof genommen hatte.

Mit klackerndem Blick sah der Oberhofbauer auf Christas Blondkopf. Und er dachte: Wenn Ernst die Katharine nimmt, dann will ich Christa doch fragen. Sie darf nicht wieder heimatlos werden.

Christa sah noch einmal nach der großen Wiese hinüber, wo sich Ernsts hohe Gestalt aus dem Gewühl der dort Arbeitenden hervorhob.

Der Oberhofbauer sah diesen heimlichen, sehnsüchtigen Blick, und Eselstüte trock ihm aus Herz.
„Liebe Christa, seinen Sohn? Wenn der eine andere nahm, dann würde sie wohl fortgehen aus dem Oberhof, denn sie war ja mündig. Sie hatte ja schon geben wollen. Hatte gesagt, sie dürfe nicht mehr zur Last fallen, jetzt, wo sie sich bereits selbst ihr Brot verdienen könne.“

Und er, der Oberhofbauer, hatte erwidert: „Du bist so gut wie eine Tochter auf dem Oberhof. Du wirst dir dein Brot nicht bei fremden Leuten verdienen. Bleibe! Du machst dich nützlich genug.“

So war sie geblieben bis heute. Und war glücklich, daß sie hatte bleiben dürfen, denn schon die Nähe Ernst Oberhofs bedeutete ein riesengroßes Glück für sie. . . .

Wenn Ernst wüßte, daß sie ihn liebte! Daß schon allein der Gedanke, er könne sich eines Tages mit einer anderen verheiraten, sie elend machte.

Wenn der Vater ahnte, wie sie seine Wille lobte! Daß sie ihre Augen zu seinem einzigen Sohne erhoben hatte.

Und als sie dies dachte, schämte sie sich Christa wie schamlos an den Oberhofbauer.

Christa spürte dieses Jucken, und sie sah den Pfleger Vater an. Und da kam ihr auf einmal der Gedanke: Wie ähnlich sich doch die beiden Oberhofs sind! Der Vater sieht auch noch so jung und stattlich aus, und er ist nun schon so lange allein. Warum hat er eigentlich nicht wieder geheiratet?

Der zuckte zusammen.
Da trat Bertha Oberhof ihnen entgegen.

„Denke dir, Andreas, zwei vornehme Sommergäste sind angekommen. Frau Bankier Feiden mit Tochter, Professor Manfauer hatte ihnen unsere Sommerfrische empfohlen. Sie haben gleich alle vier Zimmer gemietet.“

„Hm! Und da freust du sparsame Seele dich, wenn du wieder einige Mark nebenbei verdienen kannst. Eigentlich hätten wir diese Vermieter nicht nötig, und wir wollten uns doch nicht mehr damit befassen.“

„Das ist ja richtig, Andreas, aber sie waren nun einmal hierher empfohlen, und die Zimmer drüben im Anstaltsstube stehen immer leer und sind doch so nett eingerichtet. Die Damen sitzen jetzt in unserem Wohnzimmer und frühstücken. Inzwischen machen die Mädels die Zimmer zurecht. Ich will nur noch schnell frische Wäsche heraufgeben.“

Bertha Oberhof war in ihrem Element. Sie hatte es gern, wenn Sommergäste aus der Stadt kamen. Man erkundete durch sie doch mal etwas von allerlei Geschichten. Und manchmal waren ja recht nette Leute dazugekommen, bei denen es einem dann wirklich leid tat, wenn sie wieder abreisten. Die zwei Damen, die heute gekommen waren, schienen zwar reichlich hochmütig zu sein. Das war nun ein bißchen schade, aber vielleicht tauten sie nach und nach auf. Professor Manfauer, der im vorigen Jahr mit seiner Familie hier gewesen war, hatte die Damen hergeschickt. Und Manfauers waren doch so nette, freundliche Menschen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel und Sport

Die Turnerschaft und das Olympia 1936

(W. G.) Ueber den Standpunkt der Deutschen Turnerschaft zum Olympiagedanken überhaupt und zum Olympia, das 1936 in Berlin stattfinden wird, im besonderen, sind in den letzten Wochen einige Mißverständnisse entstanden, die einer sachlichen Klärung bedürfen. Wir wollen deshalb ganz kurz und klar die Linien aufzeichnen, die den Standpunkt der Deutschen Turnerschaft in dieser Sache eindeutig umschreiben.

Die geschichtliche Entwicklung: Die Deutsche Turnerschaft hat bei Olympiaden vor dem Kriege teilweise Mannschaften entsendet, teilweise ist sie mit der Art der Auffassung des internationalen Turnverbandes vom Turnen nicht einverstanden gewesen und hat die Teilnahme abgelehnt. Die damaligen Verhältnisse, sowohl wie der ungeheure Trennungsschritt, den der Weltkrieg bedeutet, sind uns der Anlaß dazu, die Vorkriegszeit aus unserer Betrachtung auszuschließen.

Der heutige Stand der Frage ist der folgende: Die Deutsche Turnerschaft als Ganzes hat sich bisher auf den Standpunkt gestellt, daß sie es nicht über sich bringen kann, mit anderen Völkern der Erde, die unserem Volke die Gleichberechtigung und das Recht zum Leben in Frieden und Arbeit aberkennen, sich zu turnerischem Wettstreit, zu dem für die Turnerschaft eine brüderliche Gesinnung Voraussetzung ist, zusammen zu finden. Die Deutsche Turnerschaft hat deshalb offiziell an keiner Olympiade der Nachkriegszeit teilgenommen, ein Standpunkt, für den unser Volk gerade in diesen Tagen ein ganz besonderes Verständnis aufbringen dürfte. Dagegen hat sich die DT. nicht der Erkenntnis verschlossen, daß man die Mannschaften, die schon einmal aus Deutschland zu Olympiaden abgeordnet wurden, so stark machen möchte, als das immer nur möglich war und sie hat deshalb sowohl für Amsterdam, wie für Los Angeles, Spitzengymnastern der Reichswehr Starterlaubnis für diese Veranstaltungen erteilt, worauf diese sich der deutschen Mannschaften angeschlossen.

Im großen Verbandsrat der DT. hat es immer in der Nachkriegszeit Stimmen gegeben, die die Art der modernen Olympiade restlos abgelehnt haben, die ihre innere Unwahrscheinlichkeit und ihre äußere Art als unvereinbar mit den Grundgedanken einer neuen deutschen Weltanschauung bezeichnet und den modernen Olympischen Spielen deshalb den Kampf angetragen. Dafür, daß diese Auffassung, der niemand eine gewisse Berechtigung absprechen wird, nun nicht etwa die offizielle Auffassung der DT. war und ist, gibt es einen untrüglichen Beweis. Auf der Tagung der Sachverständigen der Deutschen Turnerschaft, die zwischen Weihnachten und Neujahr 1932/33 in Stuttgart stattfand, wurde über die Teilnahme der Deutschen Turnerschaft am Olympia 1936 verbindlich abgestimmt. Die Deutsche Turnerschaft beschloß hier auf den Vorschlag des damaligen Führers der DT., Dominicus, an dem Olympia 1936 teilzunehmen. Der Beschluß wurde gegen eine ziemlich erhebliche Minderheit gefaßt. Wenn man bedenkt, daß am Tage dieses Beschlusses die Voraussetzungen des Dritten Reiches für die Berliner Spiele, die nun sehr viel Turner, die damals mit „nein“ gestimmt haben, zu einem „Ja“ veranlassen würden, nicht gegeben waren, so wird man billigerweise der Turnerschaft als Ganzes nicht von vornherein eine Ablehnung des Olympiagedankens überhaupt und dem deutschen Olympia im Jahre 1936 im besonderen anhängen dürfen. Heute ist der Standpunkt der DT. bestimmt, daß sie sich ohne jede Bedenken an dem Olympia 1936 teilnehmen. Der Beschluß wurde gegen eine ziemlich erhebliche Minderheit gefaßt. Wenn man bedenkt, daß am Tage dieses Beschlusses die Voraussetzungen des Dritten Reiches für die Berliner Spiele, die nun sehr viel Turner, die damals mit „nein“ gestimmt haben, zu einem „Ja“ veranlassen würden, nicht gegeben waren, so wird man billigerweise der Turnerschaft als Ganzes nicht von vornherein eine Ablehnung des Olympiagedankens überhaupt und dem deutschen Olympia im Jahre 1936 im besonderen anhängen dürfen.

Bei dieser Gelegenheit muß noch etwas über das Verhältnis der DT. zum Höchstleistungs-Prinzip gesagt werden, worüber auch in weiten Kreisen Irrtümer verbreitet sind. Es wäre nämlich grundsätzlich anzunehmen, daß die Meinungen einzelner Angehöriger der Deutschen Turnerschaft, die sie, was ja ihr gutes Recht ist, in Wort und Schrift verkünden haben, daß sie das Höchstleistungsprinzip über Bauch und Bogen ablehnen, nun auch als die feststehende Meinung, die offizielle, die amtliche Meinung der DT. anzusehen wäre. Da die Deutsche Turnerschaft ungefahr alle Arten der Leibesübungen im Vaterland umfaßt und auch fast alle Arten der Ausübung dieser Leibesübungen, werden eben in der Turnerschaft auch alle Gegenläufe ausgetragen und so hat die DT. in ihren Reihen übertrieben eintretende Vertreter des Höchstleistungs-Prinzips, ebenso wie Leute, die diese Art der Leibesübungen gänzlich ablehnen.

Wir meinen, daß der Standpunkt der Turnerschaft zum Höchstleistungs-Prinzip der ist, daß die weitans überwiegende Mehrheit der Turnerschaft ein Streben nach Höchstleistungen bejaht, unbedingt bejaht, jedoch die Art ablehnt, in der dieses Streben bisher in Deutschland organisiert wurde. Die Deutsche Turnerschaft will diesen Standpunkt niemand aufdrängen. Daß sie ihn aus ihren Erfahrungen für richtig hält und daß sie sich über die wachsenden Erkenntnisse in dieser Richtung freut, wird ihr niemand übelnehmen dürfen.

Vom grünen Rasen zum Parkett

Zum bevorstehenden großen Hallen-Handball-Wettbewerb

Handball ist nicht wie Fußball, Hockey und Rugby allein auf dem grünen Rasen, auf Sonne, Licht und Luft angewiesen. Kein Handball gedeiht auch im Treibhaus, in der Halle und unter Jupiterlampen. Kein Wunder, ist doch Handball aus der Halle gekommen. In der Karlsrufer Straße zu Berlin, da wo unsere Garde einst bei schlechtem Wetter Griffe klopfte, turnte und exerzierte, in der heutigen Universitätsturnhalle, fand die Wiege des Handballspiels. Dort wurden von Frauenmannschaften, vor nunmehr sieben Jahren, die ersten Kundenspiele im Handball ausgetragen.

Doch bald wurde ihm die Halle zu eng, zu klein, zu dunkel, zu muffig. „Hinaus ins Freie!“ hieß die Losung, als sich auch unsere männliche Jugend und Kampfmannschaft dieses neuen Ballspiels bemächtigte und die Bewegung in einem beispiellosen Tempo dauernd wuchs. Aber wie es fast jeden Menschen ab und zu mit unheimlicher Gewalt zu seiner Geburtsstätte, dem Schauplatz seiner Jugendinjektionen zieht, so ist auch unser Handballsport pietätvoll

genug, noch einmal im Jahre seiner Herkunft zu erinuern und beim Hallenturnier sein Wiegenlied zu begeben. Sei! Da blühen die Augen, da laßt das Herz, wenn einer Mannschaft als gewissermaßen als Belohnung für gutes Abschneiden bei den Meisterschaftsspielen — die Einladung der Fachschaft zu einem Hallenturnier zuflattert. Ginge es nach der Spielerschaft, so könnte es alle vier Wochen ein Hallenturnier geben, ja am liebsten würde sie es wohl sehen, wenn man gleich den ganzen Kundenspielbetrieb wieder in die Halle verlegen würde. Aber auch auf die Zuschauererschaft üben die Hallenhandballspiele einen ungewöhnlichen Reiz aus, hervorgerufen durch eine ganz eigenartige Stimmung, die ein solches Turnier umgibt. Sie wirkt prickelnd wie Sekt.

Was ist es, was diese Hallenstimmung schafft, was Hallenhandball so von Freiluftspiel unterscheidet? Die engen Raumverhältnisse erfordern ein blitzschnelles Abgeben des Balles, der so ganz anders geartete Stellungskämpfe allergrößte Aufmerksamkeit, höchste körperliche und geistige Alarmbereitschaft, der weitestmögliche Angriffsanbau, wie er draußen im weiten Feld üblich ist, entfällt, gleich geht es auf's Ganze. Und Sieger bleibt, wer sich am schnellsten und am besten mit den veränderten Bedingungen abzufinden versteht. Gewandtheit und blitzschnelles Erfassen der Lage tragen über Körperkraft und bedächtiges Handeln den Erfolg davon. Mehr noch als beim Freiluftspiel hängt das Gelingen einer Hallenveranstaltung von der Schiedsrichter-gilde ab. Schlimmer als draußen wirken sich drinnen in der Halle Fehlurteile aus. Klare Linie und schnelle Entschlüsse umschiffen die Klippen des Unwillens der Spielerschaft und der Kritik eines wankelmütigen Publikums, dessen Urteil meist hart, oft sogar lieblos ist. Trübt sich der Unparteiliche, dann gibt es ein Schreien, Toben, Trampeln riesengroß. Und es gehören schon ganz besondere Nerven dazu, einer solchen — oft von keiner Sachkenntnis getriebenen — Kritik handzuhalten.

Nachdem der Leiter des Sachamtes für Handball, Herrmann-München, sich dafür ausgesprochen hat, auch Hallenhandball auf eine breitere Grundlage zu stellen, und angeordnet hat, daß in allen 16 Gauen Hallenturniere durchgeführt werden, und zwar nicht nur für die Gau- sondern auch für die Bezirks- und Kreisklasse, stehen wir vor einer Hallenhandballsaison, wie wir sie in Deutschland noch nicht erlebt haben.

Brandenburg, die Keimzelle des deutschen Handballsports, die auch auf dem Gebiete des Hallenhandballs schon immer weitgehend vorangegangen ist, und Ostpreußen, haben als erste ihr Programm aufgestellt. Aber auch die großen Sport- und Messehallen in Breslau, Stettin, Leipzig, Magdeburg, Dortmund, Essen, Stuttgart, Karlsruhe, München usw. werden in diesem Winter vom Gedröhn des Hallenhandballs widerhallen.

Man sieht: es geht vorwärts mit der Handballbewegung, und zwar nicht nur im Mutterlande. Auch jenseits der Grenzen, in der Schweiz, in Dänemark, in Polen, Ungarn, Estland, Schweden, Norwegen, überall regt es sich, muß es sich regen, wenn Handball seine olympische Feuerzunge bestehen soll.

Elektr. Apparat fördert Degenfechten

Das Klingelzeichen entlarvt Meister

Dr. H. H. Das Fechten mit den leichten Waffen — Florett, Säbel, Degen, — hat bisher in Deutschland im Vergleich mit anderen Sportarten eine wenig bevorzugte Stellung dadurch eingenommen, daß den Interessenten infolge einer natürlichen Schwerfälligkeit der Mut letzte, Erkundigungen über die Auswertungen auf Geist, Körper und — Geldbeutel einzuholen. Wenn nun heute auf dem Wege über die Volksgemeinschaft der Versuch gemacht worden ist, durch kurze und billige Einführungsstunde in das Florett- und Säbelfechten einen größeren Kreis für diesen Sport zu gewinnen, so kann man diesen Versuch als glücklich bezeichnen. Ist es doch keine Seltenheit mehr, daß sich 30 und mehr Teilnehmer für diesen Anfangsunterricht einschreiben, die zum großen Teil auf Veranlassung früherer Teilnehmer das Fechten kennen lernen wollen und sich dann einem der vielen Fechtvereine anschließen, da ihnen die eigentliche Lust erst bei der Ausübung dieser schönen Leibesübung gekommen ist.

Ohne daß nun das Florett- und Säbelfechten an Anhängern verloren hätte, hat sich heute doch auch das Degenfechten mehr in den Vordergrund geschoben, weil der Degen die Spezialwaffe ist, die bei den kombinierten Wettkämpfen zur Geltung kommt. Der Degenfechter braucht nicht die genaue und langwierige Schule durchzugehen, die ein guter Florett- und Säbelfechter erlernen muß. Wenn auch der Degen in seiner Handhabung eine vorzügliche Sicherheit des Stoßes verlangt und der schmale Arm schwerer zu treffen ist als Brust oder Kopf, so ist doch ein schnellgeführter Zwischenstoß, der oft nur den Bruchteil einer Sekunde eher zu kommen braucht, als gültiger Treffer zu rechnen, der beim Florett oder Säbel noch lange nicht zu Recht befehlt. Die Vielseitigkeit der Deutungen und Nachstöße fällt beim Degen fort und die Gegner begnügen sich oft mit einer abwartenden Haltung, um erst im geeigneten Augenblick des gegnerischen Angriffs den ersten Treffer zu setzen. Diese Vorbereitung, die Blöße des Gegners im Augenblick selbst zu erkennen und gleichzeitig auszunutzen, muß zwar gewissenhaft sein, bedingt aber nicht die lange Schulung.

So erklärt es sich auch, daß beim Militär und der Polizei in fast allen europäischen Staaten der moderne Fäustkampf gepflegt wird, um die vielseitige Ausbildung des Soldaten zu fördern und zu unterstützen. Die Erkenntnis, daß Schwimmen, Fechten, Reiten, Laufen und Schießen von jedem körperlich gut durchgeübten Sportmann zu verlangen sind, hat auch turnerische Kreise veranlaßt, unter Einwirkung leichterer Bedingungen diesen Fäustkampf in verschiedenen Gauen als Friesenkampf zur Durchführung zu bringen. Dadurch werden einerseits die Fechter veranlaßt, sich auch anderen Lebeweisen anzupassen, während wiederum die Hoffnung besteht, außenstehende Sportler für das Fechten zu gewinnen.

Unter einem Mangel haben die bisherigen Degenkämpfe gelitten: unter der Anzulänglichkeit des menschlichen Auges. Die richtige Beurteilung, welcher Fechter bei schnell hintereinander auskommenden Stößen zuerst getroffen hat, ist so schwer, daß oft fehlerhafte Entscheidungen die Kampfbildung empfindlich gestört haben. Aber die Technik hat auch

er die Wege geebnet und die Beeinflussung der Kammerlichter aufgehoben, die ein Fechter durch seinen Namen oder Erfolge unbeabsichtigt hervorruhen konnte. Ein elektrischer Apparat sorgt dafür, daß der zuerst fahende Treffer durch Licht- und Klingelzeichen angezeigt wurde und dadurch gleichzeitig alle Reibereien zwischen Fechttern und Kampfrichtern ausschaltete. Die letzten großen Kämpfe dieses Jahres, bei denen dieser Apparat zur Anwendung kam, haben

Vorzüge dieser Vorrichtung bewiesen: in allen Fällen haben die Meister ihre sonst sicheren Blöße den nicht in vorderster Front erwarteten „Außenstehern“ überlassen müssen.

Diese Neuerung dürfte dazu beitragen, daß dieser Stoßwaffe, für die der ganze Körper als gültige Trefffläche gilt, mehr Beachtung als bisher geschenkt wird und die Fechter zuriebener und erkenntnisreicher die Kampfbahn verlassen. Auch dem Laien wird dadurch die Beobachtung eines Gelehtes erleichtert und der Gedanke geweckt, daß ihm menschliche Schwäche den Sieg über einen Gegner nicht unmöglich machen wird, wenn er selbst Kampferfahrung besitzt und den prickelnden Reiz des ungewissen Ausgangs eines Gelehtes vom „Los“ des Obmannes bis zum erlösenden Treffer durchläßt.

Niemand braucht zu fürchten, daß dieser Aufschwung des Degenfechtens die anderen Waffen zu einem weniger wichtigen Faktor des Fechtens machen würde. Wer nur Degen fecht und die anderen Waffen noch nicht zu führen versteht, wird auch keinen Ehrgeiz daran setzen, im Fechtport als vollwertiger Kämpfer angesehen zu werden und sich bemühen, Verdräumtes nachzuholen. So kann der Degen eine Uebergangswaffe werden, die seinen beiden Brüdern, Florett und Säbel, neue Anhänger wirbt.

Sportsmann Soldat

In allem, was Leibeserziehung und körperliche Tüchtigkeit angeht, erwartet man vom Soldaten mit Recht hervorragende Leistungen. Seine von vornherein bestimmte Eigenschaft, die den Mann überhaupt erst zum Soldaten befähigt, sowie ein gut Teil seiner Erziehung sind ja ganz und gar darauf zugeschnitten, ihm Gewandtheit, Kraft und Ausdauer als soldatische Merkmale aufzuprägen. Aber der Soldat nach, die ja nicht die Ausbildung des einzelnen Mannes zum letzten Ziel hat, ist Leibeserziehung des Soldaten auf Breitenwirkung und den gleichmäßig guten Durchschnitt berechnet. Doch ist dabei dann wieder ganz lebhaft vorzuzugewandt, daß aus einer solchen planmäßigen und andauernden Breitenarbeit hier und da und zwar gar nicht selten die Spitzenleistung hervorgeht. Also sportlich betrachtet: die Rekordleistung.

Auf solchen Gebieten vollends, wo der soldatische Beruf sich mit einer sportlichen Aufgabe nahezu deckt, wie beispielsweise beim Marschieren, Reiten, Schießen werden die Männer im Uniformrock nahezu eine besondere Art „Sportsportler“. Was Wunder also, wenn sie auf diesen Gebieten, soweit sie sich hier sportlich betätigen, auch dauernd in großer Zahl führend sind, die Spitze halten und kaum eine große Konkurrenz zu fürchten haben! Es sei denn eben der Wettstreit unter soldatischen Sportsmännern, wie wir ihn bei den verschiedenen großen Reitturnieren jahresjahrein sich in vorbildlicher Form erneuern sehen. (Eingemäß gilt natürlich alles, was hier vom Soldaten gesagt wird, auch weitgehend für den Polizisten.)

Die Bedeutung sportlicher und turnerischer Leibesübungen als hervorragende Ergänzung des Dienstes hat die Pflege des Sportes in allen Armeen naturgemäß besonders gefördert. Ob man die athletischen Gestalten deutscher Reichswehrleute in der militärischen Sportsschule von Wünsdorf oder die Turneroldaten von Tomnies in der englischen Armeeschule zu Aldershot gesehen hat, oder in der Tokioter Militärtschule die alte Schwertkunst der Samurai, die mit dem Zweihänder lachten, traditionsgemäß gepflegt findet — überall erstrahlt der Sportsmann Soldat, das Beste aus sich zu machen.

Vergessen wir auch nicht, daß selbst auf sportlichen Gebieten, die dem Soldaten nicht ohne weiteres zu liegen brauchen, wie zum Beispiel im Kugelstoßen Männer von der Weltklasse Hirschfelds oder im Laufen deutsche Meister von der Wehrmacht gestellt wurden. Und die Polizei wird mit dem hämmigen Lübecker Boxer Eckstein bestimmt nicht den letzten Vertreter zu unserer deutschen Nationalmannschaft gestellt haben. Und beide Waffenträger sind in großen Stadien, ferner beim Handball durch die hervorragende Durchschnittsleistung ihrer Athleten so gut wie unschlagbar. Der große Staffellauf Potsdam-Berlin beweist das jedes Jahr, und beinahe jeden Sonntag erzählt man von militärischen oder polizeilichen Handballsiegen.

Wichtig ist auch, daß der Soldat als Sportsmann eben auch die Härte besitzt, die für die Dauer seiner Form so entscheidend ist. Gerade dies wird durch Übungen mit dem Medizinball oder im Baumstammwerfen und nicht zuletzt durch das Bogenschießen und gefördert. Dem Kämpferherzen, der Geistesgegenwart, aber auch der völligen körperlichen Einlosgängigkeit bis zu höchster Wucht kann man gerade beim Soldaten Sportsmann im entscheidenden Augenblick restlos alles abverlangen. Und das ist es ja auch, was vom Soldaten überhaupt erwartet werden muß.

Rundfunk

Samstag, 1. Dezember:

- 10.15 Schulfunk — Stufe 1: „Kulpest und der Lebbghär wandern ins Märchenland“
- 10.45 Drei wenig bekannte Pieder v. Joh. Brahms
- 11.00 Aus Stuttgart: Musikalische Ansicht: „arien“
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 14.15 Bunte Volkstümlichkeit
- 15.00 Hitlerjugend-Funk
- 16.00 Aus Köln: Der frohe Samstag-Nachmittag: „Besuch bei der heiteren Mule“
- 18.00 Achtung! Achtung! Sie hören den Tonbericht der Woche
- 18.30 „Ishindarabum!“
- 19.00 „Klingende Blütenfanten“
- 20.05 Aus Frankfurt: Saarbrücken
- 20.15 Aus Hamburg: „Stenogramm“
- 22.30 Aus unserem Volkstheater
- 23.00 Aus München: Langzeit
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtstück